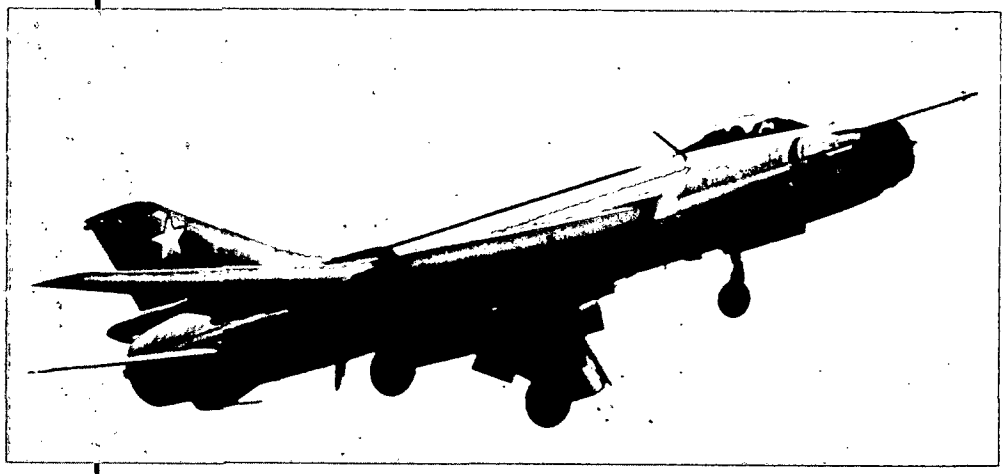


Sowjet-Kampfflugzeug Su-22: „Gewiß nicht das Beste"

Waffenkäufe in aller Welt

Ausländer halten Gaddafis Militärmaschine in Gang

Devisenreichtum und eigenwillige Außenpolitik haben dem Libyen des Obersten Gaddafi eines der buntesten Waffenarsenale der Dritten Welt beschert.

Denn trotz seiner bösen Ausfälle gegen westliche Industriestaaten ist der Wüstendiktator in diesen Ländern ein gern gesehener Waffenkäufer — weniger spektakulär zwar als Saudi-Arabien, aber nicht weniger folgenlos für die Nahost-Region.

Den besten Schnitt jedoch machte Moskau, das den Waffenexport der Kapitalisten in Länder der Dritten Welt so gern verdammt.

Schon ehe Ägyptens Präsident Sadat die sowjetischen Militärberater 1972 aus seinem Land warf, war Libyen einer der wichtigsten Käufer sowjetischen Kriegsgeräts. Im Kreml schätzt man die beiden Vorteile, die Libyen anderen Entwicklungsländern im Waffenkommerz voraus hat: die geopolitisch und strategisch wichtige Lage am Südrand des Mittelmeers und die Fähigkeit, modernstes und daher teuerstes Kriegsgerät sofort bar bezahlen zu können.

So stehen Moskaus Paradestücke der Luftrüstung, Abfangjäger der Typen MiG-23 und MiG-25, seit Jahren auf den libyschen Stützpunkten El Adem und Okba Ben Nafi im Einsatz.

Die rotweißschwarzen Hoheitszeichen am Leitwerk können jedoch nicht verdecken, daß Libyens modernstes Rüstungsgut weitgehend von sowjetischen Piloten in der Luft gehalten wird. Insgesamt tun derzeit ein- bis zweitausend Sowjets in Gaddafis Streitmacht Dienst, als Militärberater, Ausbilder und aktive Piloten. Kaum verwunderlich daher, daß die angesehene englische Fachzeitschrift „Flight International" meint, der Stützpunkt Okba Ben Nafi, auf dem auch die jetzt abgeschossenen Su-22 stationiert waren, werde „fast vollständig von den Sowjets betrieben".

Aber nur fast. Denn außer Russen halten 600 bis 1000 Kubaner in Zivilkleidung Gaddafis Militärmaschine in Schuß, helfen Spezialisten aus Ost-Berlin im Geheimdienst und bei der Polizei. Etwa 20 Nordkoreaner und einige Pakistanis schulen Libyens Pilotennachwuchs — mit gemischtem Erfolg: Zwei fahnenflüchtige Libyer flogen Abfangjäger vom Typ MiG-23 auf Nato-Gebiet, einer zerschellte dabei, im Juli vergangenen Jahres, mit seinem Flugzeug in Italien.

In allen drei Waffengattungen des Wüstenstaats herrscht jedoch friedliche Koexistenz zwischen westlichen und östlichen Waffensystemen. Im Heer unterstützen amerikanische und italienische Mannschaftstransportwagen die knapp 2500 sowjetischen Kampfpanzer.

Patrouillenboote und eine Fregatte britischer Abkunft schippern neben französischen Schnellbooten und sowjetischen U-Booten für Gaddafi durchs Mittelmeer.

Abfangjäger aus der Sowjet-Union fliegen neben französischen Mirage-Jägern Patrouille, amerikanische Hercules-Transporter sorgen für den Nachschub der kämpfenden Truppen — sei es bei den von Gaddafi angeheizten Grenzstreitigkeiten mit dem Nachbarn Ägypten, sei es im fernen Uganda, wo eine dieser Maschinen bei Libyens Hilfsaktion für den damaligen Diktator Idi Amin zu Bruch ging.

Sogar Brasilien, Neuling auf dem internationalen Rüstungsmarkt, konnte 1977 mit Libyen einen seiner ersten Exportverträge abschließen: über etwa 200 gepanzerte Mannschaftstransporter.



Weibliche Offiziere in Libyen
Mangel an Menschen



Sowjetraketen bei einer Parade in Tripolis:

Washington hingegen weigerte sich 1974, Exportlizenzen für weitere acht mittlere Transportflugzeuge vom Typ C-130 „Hercules" zu geben. Obwohl bereits von Gaddafi bezahlt, stehen die Maschinen seitdem in den USA.

Verärgert suchte Gaddafi daraufhin bei Libyens Ex-Kolonialmacht Italien Ersatz und handelte sich neuen Zank mit Washington ein. Italiens Rüstungsschmiede Aeritalia zeigte sich willens, 20 Transportflugzeuge vom Typ G.222 zu verkaufen, die jedoch einen schweren Nachteil haben: Italienische Techniker montieren vor der Fertigstellung US-Triebwerke unter die italienischenTragflächen.

Prompt wurde Washingtons Botschafter in Rom vorstellig, und auf amerikanischen Druck mußte die italienische Regierung auf die begehrten Petrodollar verzichten — zumindest zum Schein.

Aeritalias Ingenieure und Oberst Gaddafi rächten sich auf ihre Weise: Die Flugzeugbauer fanden bei Rolls-Royce in Großbritannien Ersatztriebwerke vom Typ Tyne.

So werden derzeit die ersten 20 Maschinen des umgebauten Typs G.222 an Libyens Luftwaffe ausgeliefert. Und Gaddafis Waffeneinkäufer verhandeln mit den Italienern über den Ankauf von weiteren 20 Maschinen.

Wie viele seiner überschüssigen Öl-Millionen Gaddafi aber auch in Wehr und Waffen steckt — einen natürlichen Mangel kann er kaum wettmachen: Sein Reich zählt nicht mal drei Millionen Einwohner.



Prompte Bezahlung

ne noch so schlechte Sache, daß sich Gaddafi nicht mit ihr befaßte", urteilte einmal Londons „Times".

Und doch ist die Schablone zu einfach. Sie wird dem Libyer nicht gerecht, der in seinem Tun bei aller Widersprüchlichkeit einem festen Weltbild folgt und von einer Konsequenz ist, die gerade Amerikaner schwer verstehen.

Seine Grundsätze hat sich der libysche Führer in für ihn folgerichtiger Entwicklung von klein auf zurechtgezimmert, und sein Aufstieg vom Beduinen-Jungen zum Diktator Libyens ist mindestens ebenso erstaunlich wie der des Schauspielers Reagan zum Präsidenten der USA.

Irgendwo in der Libyschen Wüste wurde Gaddafi etwa um 1940 — genau weiß es niemand — als Sohn eines Beduinen geboren. Sein Vater, Mitglied des Stammes der Gadadifa, züchtete Ziegen und Kamele.

„Wir waren sechs, wissen Sie, und alle Analphabeten. Er mußte etwas lernen, mein einziger Sohn", erzählte der Alte einmal. Das habe ihm Allah eingegeben. Vom Zelt zog Gaddafi in die Internate, aber die Bindung zu seinem Stamm verlor er nie, auch nicht die innere Beziehung zum Leben in der Wüste.

„Das Leben ist so hart in der Wüste", sagte er später, „diese Härte verlieh mir Kampfgeist und die Kraft durchzuhalten." Gewiß erklärt Gaddafis Jugendzeit in der Wüste seine Neigung, Träumen und visionären Überzeugungen nachzujagen.

Auch einen gewissen Beduinen-Machismo, die Freude am Kampf, die Begeisterung für Freiheit und Unabhängigkeit, bekam Gaddafi von klein auf am Beduinenfeuer mit. Sein Vater und sein Onkel hatten gegen die Kolonialmacht Italien gekämpft, erzählten, wie 20 000 Libyer zusehen mußten, als Mussolinis Soldaten 1931 den Rebellenführer Omar el-Mukhtar hinrichteten.

Die Geschichten über die Greueltaten der Fremden weckten in Gaddafi libyschen Patriotismus. Den Kopf ans Radio gepreßt, lauschte er auf Kairos „Stimme der Araber", einen Sender, der seit 1953 die feurigen Botschaften eines panarabischen Nationalisten in die Wüste trug, die Parolen Gamal Abd el-Nassers.

Dessen Phantasien von einer einzigen großen arabischen Nation erfüllten Gaddafi und verließen ihn seither nie wieder. Im Alter von 14 Jahren begann er, von Revolution zu reden, als er — angewidert — erfuhr, daß Libyens König Idris 1956 britischen Flugzeugen im Suezkrieg gestattet hatte, von libyschen Basen aus zu starten.

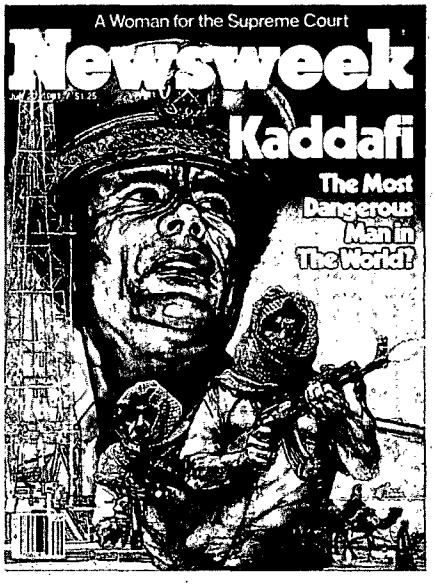
Es war für Gaddafi wohl klar, daß er zur Verwirklichung seiner arabisch-nationalistischen Träume Soldat werden mußte. Außerdem gab es für einen armen Beduinenjungen wie ihn kaum eine andere Möglichkeit, Karriere zu machen. Nach einer Ausbildung in England gründete er den geheimen „Bund der Freien Offiziere".

„Er organisierte uns unter sehr strengen Bedingungen", erinnerte sich Abd el-Salam Dschallud, nach Gaddafi Nummer zwei in Libyen. „Es gab keinen Alkohol, und die Moral war hoch."

Wie viele andere Rebellen in der Dritten Welt sahen auch Gaddafi und seine Mitverschwörer im Islam den Weg zur eigenen Identität, die Möglichkeit, den fremden, westlichen und kolonialen Einflüssen zu entkommen.

Am 1. September 1969 war es soweit — in einem unblutigen Staatsstreich übernahm Gaddafi die Macht. Der Weg zur Verwirklichung seiner Träume von der großen arabischen Nation lag frei vor ihm.

Ungewöhnlich war dann nur noch der Fanatismus, mit dem er seine Ziele zu erreichen suchte und seine arabischen Bruderländer nervte.



Gaddafi-Titel von „Newsweek"
„Gefährlichster Mann der Welt?"

Wie viele andere junge Araber-Politiker, empfand Gaddafi zutiefst die Demütigung durch die Niederlage im 1967er Krieg gegen Israel. Die arabische Sache voranzubringen war höchstes Gebot, duldete kaum noch Aufschub. Das Ungestüm des Libyers aber erschreckte auch jene arabischen Staatsmänner, die den jungen Feuerkopf eigentlich sympathisch fanden.

So schickte Gaddafi 1973 an die 50 000 Demonstranten mit einer mit Blut geschriebenen Einheitsbotschaft auf einen 2000 Kilometer langen Fußmarsch von Tripolis nach Kairo.

„Ägypten hat den Nil, während wir das Öl und das Land haben", betete Gaddafi in der Moschee von Tripolis, „Ägypten hat die Arbeitskräfte, und beide Länder brauchen und ergänzen einander."

Was dann folgte, war typisch für Gaddafi: Als weder der Massen-